Nr. 6. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 4. Januar 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der arme Yorick.

Daß Herr Paul Liman, Chefredakteur der „Leipziger Neuesten Nachrichten" und flinker Mitarbeiter an Zeitungen verschiedenster Färbung, der unter Umständen auch mit „Armer Yorick" unterzeichnet, nicht gerade ein Muster der Ueberzeugungstreue ist, wußten alle, die den Werdegang dieses Journalisten kennen, schon lange. Aber jetzt, nachdem er seine Gastrolle als Zeuge im Moltke-Harden-Prozeß absolviert, ist's wohl auch der breiteren Oeffentlichkeit klar geworden: Herr Liman ist einer von denen, deren Art im Interesse der Gesamtheit, für die er „arbeitet", einmal genauer beleuchtet werden muß.

Harden hat gesagt, daß Fürst Bismarck ein schlechter Menschenkenner war. Harden hat Bismarck gekannt und hat mit seinem Urteil sicherlich recht. Das zeigt sich bei Herrn Liman. Denn auch dieser zählte eine Zeitlang zu den sogenannten „Vertrauten" des Kanzlers. Aber wenn je ein Großer sein Werkzeug schlecht gewählt, so ist es hier der Fall gewesen. „Fürst Bismarck hat den Fürsten Eulenburg, wie Dr. Liman eidlich bestätigen wird, als Päderasten auf das allerdeutlichste bezeichnet." Justizrat Bernstein glaubte sich auf das Zeugnis des Mannes, der sich in so heikler Sache selbst als Zeuge anbot, verlassen zu dürfen. Hatte Herr Liman ihm's doch direkt in die Feder diktiert. „Die Knaben . . die Hintermänner im doppelten Sinne, auch im physischen." Herr Liman kam in der ersten Verhandlung nicht zu eigener Zeugenschaft. Aber der Advokat benutzte seine Aussage. Herr Liman schwieg dazu und war's zufrieden.

Es kommt zur zweiten Verhandlung vor der Strafkammer. Herr Liman soll jetzt sein Zeugnis wiederholen. „Hat Bismarck das gesagt?" „Ja, ja . . . er hat's gesagt, aber er meinte es nicht so, er meinte das überhaupt nicht sexuell, er war ob politischer Intrigen des Fürsten Eulenburg umgehalten. Das war alles. . . . Daß bei dem Ausdruck Kamarilla der Knaben sexuelle Momente den Fürsten Bismarck irgendwie beeinflußt haben könnten, kann ich nicht sagen. Das habe ich damals nicht angenommen und nehme ich auch jetzt nicht an." Wann Herr Liman sich „geirrt" hat, vor der ersten Verhandlung oder zur Rückzugsdeckung in der zweiten, das ist eine Frage für sich. Die Hauptsache ist, Herr Liman hat sich „geirrt", hat die Freunde, die seinem Worte trauten, im Stiche gelassen.

Diese Handlungsweise läßt sich durch nichts entschuldigen, aber von Psychologen, die den Motiven nachgehen, erklären. Was ist das prahlerische Auftreten und das Prunken mit einer Wissenschaft, die in entscheidender Stunde zu einem Nichts zusammenschmilzt anders als die aufdringliche Eitelkeit eines Mannes, der gern bei allen „Affären" seinen Namen nennen hört? Herr Liman wird's freilich nicht verstehen — für alle anderen aber, denen der Name Bismarck nicht wie für ihn ein Reklameschild ist, sondern eine große Tradition bedeutet, steht's wohl fest: Entweder habe ich das Bewußtsein, daß Bismarck das gefährliche Wort ohne tieferen Sinn nur als Ausdruck des Zornes gemeint hat, und dann hinterbringe ich's nicht geschäftig anderen, die im politischen Kampf nach jeder Waffe greifen, oder ich habe den Eindruck gehabt, daß das Wort eine gewichtige Anklage war, die ein Wissender aussprach. Alles andere ist Spiegelfechterei; Spiegelfechterei oder „Kneifen". Denn wo bliebe eine andere Wahl? Wo ist angesichts dieser „Vielseitigkeit" der Glaube von der Hand zu weisen, daß Herr Liman den Bismarckschen Ausspruch in der ersten Verhandlung, bei dem die Sache seines Freundes besser stand, weniger „harmlos" interpretiert hätte? Wer will diejenigen ungerechtfertigten Mißtrauens zeihen, die da annehmen, daß Herr Liman seine Ansicht plötzlich „korrigierte", weil die Partei, zu der er sich bekannt, ins Unrecht zu kommen schien?

Ueber Herrn Liman als Wille und Charakter sind nach seinem Doppelspiel in diesem Prozeß wohl die Akten geschlossen. Keiner, dem Verläßlichkeit und Ueberzeugungstreue die Tugenden des Mannes sind, wird sich fürderhin auf seine Zeugenschaft verlassen. Aber es scheint wunderbar, wie Kundige sich gerade diesem Manne anvertrauen konnten. „Ich schreibe rechts, ich schreibe links." Für die Abonnenten seines Blattes legte dieses Muster unentwegter Männlichkeit seine Eindrücke von der Journalistenfahrt nach England in einem Sinne, für die „weniger intelligenten" im Blatte anderer Richtung in entsprechend anderem Sinne hin. Hie Liman! Hie armer Yorick! Hie soviel Namen, wie ihr wollt! Was ihr wollt! Welche Richtung ihr wollt! Das alles bin ich, der p. p. Liman. Und mit Bismarck war ich befreundet . . . Was ich nicht alles weiß . . . Was der mir nicht alles gesagt hat! . . .

Der Zeitgenosse aber, der Herrn Limans Entwickelung kennt, läßt sich nicht täuschen und sagt: Ein Mann wie Herr Liman hat nachgerade das Recht verwirkt, sich auf einen Mann wie Bismarck zu berufen.

Jllo.

Regierung und Wahlreform.

Ueber die Stellung der preußischen Regierung zur Wahlrechtsreform in Preußen glaubt eine, allerdings mit Vorsicht zu benutzende, parlamentarische Korrespondenz schon jetzt folgendes mitteilen zu können:

Wie verlautet, wird die preußische Regierung eine Reform des Wahlrechts für die nächste Legislaturperiode in Aussicht stellen. Der Ministerpräsident Fürst Bülow ist der Meinung, daß das Wahlrecht in Preußen Mängel hat, die der Abstellung bedürfen. Wie diese Mängel abzustellen sind, wird in den kommenden Monaten zu erwägen sein, diese Erwägungen dürften aber so kompliziert sein, daß nicht daran gedacht werden kann, dem jetzigen Landtage noch Reformvorschläge zu machen; auch wird es gut sein, die Wirkungen der Wahlrechtsreform von 1905 erst abzuwarten. Die Erwägungen gehen nicht von dem Gedanken aus, das Reichstagswahlrecht in Preußen einzuführen, sondern es mußten unter Beibehaltung des Dreiklassenwahlsystems Mittel und Wege gefunden werden, das Uebergewicht der oberen Klassen zugunsten der dritten Klasse zu mildern und eine anderweitige Wahlkreiseinteilung vorzunehmen. Die Regierung hat zunächst ein großes Interesse, den Standpunkt der einzelnen Parteien in der Wahlrechtsfrage kennen zu lernen. Erst hiernach kann sie ihre Maßnahmen einrichten. Denn es ist selbstverständlich, daß die Regierung sich mit der Mehrheit des Landtags ins Einvernehmen setzt und ihre Wünsche berücksichtigt.

Wenn Fürst Bülow wirklich bei seiner Stellung zur preußischen Wahlreform von solchen Erwägungen sich leiten läßt, dann wäre seine Haltung als pflaumenweich zu kennzeichnen. Aber wir halten mit unserem Urteil zurück, bis wir authentisch wissen, was der preußische Ministerpräsident zur Beseitigung des in seiner heutigen Gestalt skandalösen Dreiklassenwahlrechts tun will.

* Der **preußische Staatshaushaltsetat für 1908** ist vom Staatsministerium endgültig genehmigt worden. Er ist in Druck gegeben worden und wird am 8. Januar im Landtage zur Ausgabe gelangen. Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben wird den Etat mit einer längeren Rede einbringen.

* Der Name des Kapitäns zur See a. D. Ferdinand **v. Grumme**, des Direktors der Hamburg-Amerika-Linie, ist dieser Tage wiederholt in Verbindung mit dem Namen des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes **v. Tirpitz** genannt worden, zu dessen Nachfolger er angeblich designiert sei. Diese Gerüchte beruhen, wie wir auf Anfrage an zuständiger Stelle im Reichsmarineamt erfahren, auf durchaus müßiger Kombination. Sie sind nicht ernst zu nehmen und kann mehr als ein schlechter Witz. Kapitän Grumme ist übrigens aus dem Direktorium der Hamburg-Amerika-Linie noch gar nicht ausgeschieden. Sein Austritt dürfte erst am 1. Oktober d. J. erfolgen. Was ferner die Stellung des Staatssekretärs v. Tirpitz anlangt, so gilt sie als so unerschüttert wie je zuvor. Als ein Beweis dafür darf die Tatsache angesehen werden, daß der Kaiser noch bei der Parolеausgabe am Neujahrstage Herrn v. Tirpitz in ein längeres Gespräch zog. Zwischen dem Kaiser und Herrn v. Tirpitz herrscht, wie uns versichert wird, nach wie vor vollständiges Einvernehmen.

Justizminister Briand.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 4. Januar.

Die Mitteilung, die Clemenceau heute im Ministerrat machen wird, lautet dahin, daß Aristide Briand das Ministerium der Justiz zu dem des Kultus übernommen habe. Das Unterrichtsministerium wird wahrscheinlich der bisherige Handelsminister Doumergue erhalten, während Crupi, den Clemenceau wegen seiner früheren Beziehungen zur Dreyfus-Affäre nicht gern als Justizminister sehen wollte, das Handelsportefeuille übernehmen dürfte.

Die wichtigste dieser Ernennungen ist unzweifelhaft die Briands der als Garde-des-sceaux, als Großsiegelbewahrer, zugleich Vizepräsident des Ministerrats wird. Briand wird nur das von ihm durchgeführte Trennungsgesetz, das durch das Gesetz über die Verteilung der Kirchengüter nunmehr auf das Gebiet des bürgerlichen Rechts übergeleitet wird, in seiner doppelten Eigenschaft als Justizminister und Kultusminister bis zu den letzten Konsequenzen durchführen können. Er wird bei der Vorlage über die Umwandlung der Kriegsgerichte tätig eingreifen. Er wird schließlich als Justizminister mit der Kommission zu arbeiten haben, die zur Untersuchung über die verschwundene Milliarde vom Senat eingesetzt wird, und als deren Präsident wahrscheinlich Combes fungieren wird. Eine gewaltige Arbeit erwartet den neuen Herrn an der Place Vendome, und wer ihn kennt, weiß, daß seine unbeugsame Energie diese Arbeit etwas anders auffassen wird, als es dem kranken Guyot-Dessaigne möglich war. Trotz der lockenden Aufgabe war Briand im Zweifel, ob er Clemenceaus Drängen nachgeben und das neue Amt übernehmen solle. Erst nach Beratungen mit einigen alten und neuen Freunden, unter denen der frühere Minister Poincaré, einer der besten Köpfe und aussichtsvollsten „Ministrables", Erwähnung verdient, entschloß er sich, im Interesse der radikalen Politik dem Rufe zu folgen. Dies Resultat war Clemenceau so angenehm, daß er es noch am späten Abend durch eine offiziöse Note verkündigen ließ. Boshafte Leute kommentieren das so, daß der Ministerpräsident Briand am liebsten an seinem eigenen Platze sehen möchte.

Dynastien.

Zwei Familien aus der über Europa regierenden Kaste traten im letzten Jahr bedeutsam hervor: die Koburger und die Blancs. Emporkömmlinge sind beide, die kleinen thüringischen Wettiner, deren Stammbaum doch erst in Napoleons Kaiserjahren mit dem Saalfelder Franz Friedrich anhebt, und die Sippe des Pächters von Monte Carlo. Zwar deckt den wackeren François Blanc seit drei Jahrzehnten die Erde, und nur im posthumen Zustand ist er durch seine Enkelin, die schöne Marie Bonaparte, dem Zaren und dem deutschen Kaiser näher gerückt. Aber das Ziel ist erreicht, der Aufstieg vollendet. Wie eine Souveränin ist die Prinzessin Georg von Griechenland in Athen empfangen worden. In das Haus Oldenburg-Holstein geht sie ein.

So bleiben die Koburger die markantesten Typen der neuen dynastischen Spielart. Den schroffen, mit Vergangenheit nicht belasteten Erfolg stellen sie dar. Sie haben nicht bloß die alte Legitimität erlebt, sie brauchen auch jene doppelte Buchführung nicht mehr, die Heine in der Person des Bürgerkönigs Louis Philippe mit den Worten verspottet hat: „Er drückte jedem Spezerейhändler und Handwerker die Hand und trug dazu einen besonderen schmutzigen Handschuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandschuh vertauschte, wenn er in seine höhere Region, zu seinen alten Edelleuten, Bankierministern, Intriganten und amaranthroten Lakaien wieder hinaufstieg."

Noch erinnert diese versunkene Welt manchmal sich ihrer staubigen Traditionen. Im November hat Louise Prinzessin von Orléans im Hause ihres Bruders, des Prätendenten, zu Wood Norton mit einem französischen Bourbon Hochzeit begangen. Sie schien berufen, von der Erbse erprobt zu werden, deren Druck die zarte „wirkliche Prinzessin" im Märchen des dänischen Etatsrats Andersen durch zwanzig Matratzen und zwanzig Eiderdaunenbetten hindurch verspürt. Sie war Mademoiselle de France, eine heilige Reliquie. Nun führte man sie klanglos einem ebenbürtigen, kleinen Vetter zu, ohne daß der Royalismus im Schmerz der Enttäuschung die weiße Fahne zerrissen hätte. Vergebens lieferte ein Atelier in der Rue de la Paix die knisternden Schleier mit dem Delfin der Marie Antoinette, den „Viertausend Pünktchen". Vergebens trug die Gräfin von Paris, die Mutter der Braut, majestätisch ihr graues Brokatkleid. Vergebens hatte der Prätendent seine hochmütige Miene. Trotz seinen indischen Abenteuern unter Roberts, trotz seiner Gefängnishaft und seinen Expeditionen ist er nur Staffage der Zeitgeschichte. Vom Herzog von Luynes und den übrigen freiwilligen Kammerherrn aus der französischen Noblesse läßt er sich bedienen. Der Graf von Chevilly verwaltet seine Geschäfte. Sieben Aristokratinnen sind um seine kinderlose Gattin, die Erzherzogin Maria Dorothea, bemüht. In der Fremde, in Twickenham bei London geboren, gibt er die Rolle des „Königs im Exil".

In Madrid, wo Louise von Orléans seitdem festlich einzog, herrscht jetzt Viktoria Eugenie, die Enkelin der Queen und ihres koburgischen „consort". Und noch eine zweite ist angemeldet, Beatrice, die jüngste Tochter des Edinburgers, die Alfons, den Sohn des Herzogs von Galliera, heiratet, Viktorias Cousine und Freundin. Sie ist Deutsche in demselben Maße wie ihre älteren Schwestern Mary, die Kronprinzessin von Rumänien, und Melitta, die geschiedene Großherzogin von Hessen und Gattin Kyrills. Sie bringt die Allianz ihres Hauses mit den Bourbons zurück, die durch den Tod Marie Louisens von Parma unterbrochen war, der ersten Gemahlin des ungekrönten Königs von Bulgarien. Er seinerseits hat nun die Prinzessin Eleonore von Reuß-Köstritz für den mazedonischen Thron und die orthodoxe Kirche gewonnen.

Aber die friedliche Umwandlung des hispanischen Hofes, des Hofes Karls V. und der Isabella, war für die Koburger eine Bagatelle im Vergleich zu anderen Ereignissen. Und mehr als Ferdinand, der Herr von Sofia, der Halborientale mit dem Blut einer wahren Orléans, hat ein anderer Koburg, der dicke portugiesische Carlos, die Völker beschäftigt. Fest schien es, als sollten die Republikaner ihn verjagen und des Titels berauben, den einst die Ehe mit Maria da Gloria der koburgischen Dynastie verschafft hat. Zugleich hat diese in Eduard VII. ihren zähesten Mehrer gefunden. Selbst dem Sohn der Princeß Royal war er überlegen. Die Holsteiner in Rußland, Dänemark, Griechenland hat er verwandtschaftlich geleitet und sie nach Norwegen exportiert, auf Kosten der Bernadottes.

Indes es nun ihnen, den satten Händler, wieder stiller wird, naht für das härteste koburgische Naturell, das Gründergenie Leopolds II., die Stunde der Abrechnung. Er will sein autokratisches Werk beschließen und den Belgiern den Kongostaat als Geschenk, nicht durch Vertragsrecht, überlassen. Dem Wunsch scheint, nicht durch Vertragsrecht, überlassen. Dem Wunsch nach Rache an seinen Erbinnen entspringen die Pläne dieses eisgrauen Lear, der die widerspenstige Kammer bis zu schroffer Konsiktigkeit reizt und die Falle nicht sieht, die er selbst in der Verblendung der Leidenschaft sich stellt. Nicht minder als sein Cousin in Windsor, mit dem er noch einmal im Théâtre des Capucines bei der gastlichen Jeanne Granier kalt sich begrüßt hat, ist er auf den Boulevards des zahlungsfähigen Lasters, auf den Märkten der „vieux-marcheurs" jetzt unsichtbar. Die Witzblätter dürfen „Léopold" nicht mehr in erotischer Gruppe mit jener österreichischen Elevin der Großen Oper zeigen, die einst während des Balletts „La Maladetta" durch seine Huld beglückt wurde und unter dem Namen eines belgischen Adelsgeschlechts die Postkartenindustrie des gesamten Festlands inspiriert hat. Die schamhafte Diana ist abgetan. Man hört auch nichts mehr von der „Königin des Kongo", die, als Offizier verkleidet, die Wachen um Leopolds Ostender Villa frei passierte. Und wenn der demokratische Potentat jetzt auf die Daumontfahrten über die Place du Trône in Brüssel verzichtet hat, um die Zahl seiner Extrazüge nach Paris ins Grenzenlose zu steigern, so hatte nicht bloß die Heißlufttur bei dem Chirurgen Cornell die Schuld. Alle Welt weiß schon von dem Idyll, das den Siebzigjährigen umstrickt hält, von Schloß Lormoy und der Baronin Vaughan, der geborenen Marie Lecroix. Man weiß auch, daß sie, die Portierstochter und Nichte eines belgischen Sozialistenführers, ehedem in der Villa Vanderborght inmitten des Parks von Lacken hauste, bis der König ihr nach einer Ohrfeigenszene mit der Prinzessin Clementine von Frau Say, der Witwe des Zuckermillionärs, in Frankreich das einstige Klostergut gemietet hat. Endlich weiß man — es klingt das wie eine Patriarchensage der Bibel — daß die morganatische Nachfolgerin der Erzherzogin Marie Henriette Mutter zweier Kinder geworden ist. Wütend hören es die Belgier, die alte Aergernisse nicht vergessen haben, den Prozeß vor dem Gerichtshof in Westminster gegen die von Leopold mit einer Apanage belohnte Liebesvermittlerin oder den einsamen Tod der verlassenen Königin in Spaa. Damals ist Leopold aus Paris eingetroffen, hat gefühllos, ohne Zeremonie das Leichenbegängnis erledigt und ist sofort zu seinen Zerstreuungen und Geschäften umgekehrt. Er hat dasselbe Phlegma betätigt, mit dem er jetzt der Auktion von Henriettens Diadem, der Gabe des belgischen Volkes, der Auktion ihrer Juwelen und Spitzen zufieht oder den Wirrnissen seiner deklassierten Tochter Louise, die er durch die Zwangsehe mit Philipp von Koburg, Ferdinands Bruder, zerbrach.

Die Hälfte seiner Eigenschaften hat er von Leopold I., seinem Vater geerbt, diesem Ideal des vorurteilslosen, freberischen Zufallsdynasten, der beinahe in Griechenland Bayiens geworden wäre. Er war der unübertreffliche Lancierer und Agent. Aus russischen Diensten kam er, das siebente Kind des Herzogs von Saalfeld, nach Paris, später nach England. Er heiratete die Nichte